Nr. 612. XXX. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Montag, 2. Dezember 1901.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung

Die China-Debatte
in der französischen Kammer und die Situation des Kabinets Waldeck-Rousseau.

(Von unserem Korrespondenten.)

△ **Paris**, 30. November.

Die Gesammtvorlage über die China-Anleihe ist gestern mit 322 gegen 194 Stimmen angenommen worden. Die Debatte hat fast zwei Wochen gedauert; sie wurde durch die nothwendigen finanziellen Erörterungen, durch die sehr komplizirten Rechenkunststücke der „sachlichen" Redner oft eintönig und nüchtern, sie wurde durch allerhand Zwischenfälle oft sehr interessant, und sie schien immer ein wenig wirr, da bald die eigentlichen Regierungsgegner für die Regierung, bald die eigentlichen Regierungsfreunde gegen die Regierung eintraten, und da vierzehn Tage lang „rechter Hand, linker Hand alles vertauscht" war. Die Regierung hatte 265 Millionen gefordert, aus denen diejenigen französischen Staatsbürger in China, die durch die Unruhen Verluste erlitten, entschädigt werden sollten. Die Budgetkommission, deren Majorität sonst Waldeck-Rousseau durch Dick und Dünn folgt, hatte den „Kollektivitäten", das heißt den Eisenbahngesellschaften und den katholischen Missionen, keine Entschädigung zugestehen wollen, sie hatte diesen Gesellschaften und Missionen gesagt: „Setzt Euch selbst mit den Chinesen aus einander!" und hatte nur eine Anleihe von 210 Millionen bewilligt. Da Waldeck-Rousseau auf die gestrichenen 55 Millionen nicht verzichten wollte, entstand zwischen ihm und der radikalen und sozialistischen Linken ein Konflikt. Am Mittwoch der vorigen Woche hielt Waldeck seine große und glänzende Rede, die vom Centrum und der Rechten mit stürmischem Beifall begrüßt wurde, und die der Linken nicht gerade gefallen konnte. In diesem Augenblick mochte Mancher glauben, daß Waldeck auf die Stimmen der Rechten und des Centrums würde zählen können, während die Linke das Anleihegesetz verwerfen würde. Aber die Konservativen und Meliniſten sagten sich — besonders nachdem Waldeck in einer neuen, kürzeren Rede erklärt hatte, seine bisher befolgte Politik fortsetzen zu wollen — sehr bald, daß es noch schöner wäre, die Regierung zu stürzen, als den Missionären Entschädigungsgelder zuzuwenden, und so beschloß ein großer Theil dieser Parteien, ihren Prinzipien zum Trotz gegen die Anleihe zu stimmen. Die Radikalen andererseits erkannten, daß die Regierung auf die Stimmen der Gegner nicht ganz sicher zählen könnte, daß das Ministerium zu Fall kommen könnte, wenn die regierungsfreundliche Linke bei ihrem Widerstande beharren würde, und so gaben sie nach. Die Budgetkommission erklärte sich für die 265 Millionen, und diese Ziffer wurde von der Kammer mit 50 Stimmen Mehrheit angenommen.

Damit schien die Schlacht für die Regierung endgiltig gewonnen. Wider Erwarten begann sie von Neuem. Es waren noch die einzelnen Artikel zu votiren, die sich auf die Form, in welcher die Zuerkheilung der Entschädigungen erfolgen sollte, bezogen, und es mußte noch zur Abstimmung über das Ensemble, über die Gesammtvorlage geschritten werden. Die Eifrigsten unter den Widersachern des Ministeriums gingen herum und beredeten diejenigen Mitglieder des Centrums, die — wie die Aynard, Barthou, Poincaré — für die Ziffer von 265 Millionen gestimmt, bei der Abstimmung über das Ensemble gegen die Gesammtvorlage zu votiren. Lemaitre und die Redakteure des „Gaulois" setzten diesen unsicheren Kantonisten aus einander, daß der Zweck die Mittel heiligte, daß man seine Prinzipien verleugnen dürfe, wenn es die „Rettung des Vaterlandes" gälte. Diese Leute rechneten darauf, daß ein Zwischenfall, der sich während der Debatte ereigne, auch sehr viele Radikale, die noch bei dem Votum über die Ziffer mit der Regierung gestimmt, jetzt veranlassen würde, die Gesammtvorlage zu verwerfen. Die „Petit République" und der „Matin" hatten den Rapport des Generals Boyron veröffentlicht, der klar bewiesen, daß die Missionäre die französischen Soldaten zu Plünderungen aufgehetzt. Würden die Radikalen nicht diesen Missionären nun doch die Entschädigungsgelder verweigern? Die Gegner der Regierung hofften es. Aber sie irrten sich wieder, sie rechneten ohne die Parteidisziplin, die seit zwei und einem halben Jahre, seit Beginn der Aera Waldeck-Rousseau, von der Linken beobachtet wird, und als sie sahen, daß sie sich geirrt hätten, und daß es ihnen nichts nützen würde ihre Prinzipien zu verleugnen und ihre Freunde, die Missionäre, im Stich zu lassen, zogen sie es vor, selbst für die Vorlage zu stimmen. So kam gestern diese große Majorität von 128 Stimmen zu Stande.

Nach der Rede Waldeck-Rousseaus konnte man die Meinung aussprechen hören, Waldeck beabsichtige eine politische Schwenkung, er wolle sich den Meliniſten nähern. Aehnliches hatte man behauptet, als er vor einigen Wochen mit so außerordentlicher Entschiedenheit abgelehnt hatte, vor den Drohungen mit einem Generalstreik der Grubenarbeiter zurückzuweichen. Es konnte allerdings einigermaßen überraschend wirken, daß dieser Ministerpräsident, der die geistlichen Orden im inneren Frankreichs so rücksichtslos verfolgt, denselben geistlichen Orden, wenn ihnen in China ein Leid angethan wird, Entschädigungen zuerkennen will. Indessen, wenn man seine Rede gehört oder gelesen hat, muß man sagen, daß er für diese widerspruchsvolle Haltung gute Gründe ins Feld geführt hat. Er hat erklärt, nicht zugeben zu können, daß die von den französischen Missionären erbauten, von den Chinesen zerstörten Schulen und Hospitäler in Trümmern liegen blieben, während die Schulen und Hospitäler der anderen Nationen wieder aufgebaut würden. Er hat dem Kommissionsberichterstatter Hubbard, der die katholische Kirche aufgefordert, „selbst ihre Rechte geltend zu machen, selbst ihre Niederlassungen zu schützen", die Antwort gegeben: „Man würde damit der katholischen Kirche ein Geschenk machen, das wir ihr niemals werden zuerkennen wollen." Er hat gezeigt, daß man das Recht der Kontrole über die Missionäre nicht aufgeben dürfe. Er hat daran erinnert, daß auch radikale Ministerien — das Ministerium Bourgeois, das Ministerium Brisson — nicht auf das Protektorat in China verzichtet hätten, das nicht im Interesse der Missionäre, wohl aber im Interesse des französischen Einflusses aufrecht erhalten werden müßte.

Wenn er in dieser bedeutenden und formvollendeten Rede dann etwas mehr als nöthig den Nutzen, den die Missionen durch Ausbreitung der französischen Sprache gestiftet, betont hat, und wenn er denjenigen seiner Anhänger gegenüber, die sich für die Kredite nicht erwärmen wollten, eine etwas sehr energische Sprache gesprochen, so verfolgte er damit wohl einen doppelten Zweck. Er wollte zunächst eine möglichst große Anzahl von Mitgliedern des Centrums beeinflussen und gewinnen. Und er wollte ferner dem Lande zeigen, daß er nicht gewillt wäre, in Fragen der äußeren Politik den radikalen Stürmern irgend welche Konzessionen zu machen. Er hat schon durch seine energische Haltung gegen die Führer der Grubenarbeiter den französischen Bürgerstand zu beruhigen gesucht. Er hat diesem Bürgerstande jetzt auch zu verstehen gegeben, daß er den französischen Einfluß in China nicht antasten lasse. Es ist hier oft gesagt worden, daß er nicht daran denkt und nicht daran denken kann, bei den nächsten Wahlen eine sozialistische oder radikalsozialistische Mehrheit in die Kammer zu führen. Was er bei diesen Wahlen erlangen möchte, ist eine linksdemokratische, eine streng republikanische und reformfreundliche Majorität. Um dieses Ziel zu erreichen, muß er mehr und mehr den Bürgerstand zu gewinnen suchen. Und um diesen Bürgerstand zu gewinnen, muß er ihn zunächst beruhigen, muß er ihm zeigen, daß seine starke Hand nicht nur die Gegner der Republik niederzuhalten, sondern auch die übereifrigen Anhänger zu zügeln weiß. Sein Auftreten gegen die Grubenarbeiter und seine Rede in der Chinadebatte waren nichts Anderes, als große Beruhigungsmanifestationen.

Aber wenn man die Rede, in der er für die Entschädigung der Missionäre eintrat, sehr staatsmännisch finden muß — sein Verhalten während des zweiten Theiles der langen Debatte forderte manchmal doch die Kritik heraus. Es war allzu staatsmännisch, daß er die Plünderungsexzesse der Missionäre, die der Rapport des Generals Boyron enthüllt hat, mit keinem Worte verurtheilte. Es war so staatsmännisch, daß es unverständlich war. Er brauchte nicht mehr Rücksicht auf die Empfindungen des Centrums zu nehmen, denn er wußte bereits, daß die einen Augenblick lang schwankende Linke fast einmüthig zu ihm halten würde. Der Sozialist Sembat hatte im Grunde Recht, wenn er gestern sagte: „Ich finde es unglaublich, daß der Ministerpräsident kein Wort gefunden hat, um die Plünderungen zu verurtheilen." Warum fand Waldeck-Rousseau dieses Wort nicht, das jeder seiner Anhänger erwartete? Er saß mit der üblichen Verschlossenheit, Kühle und Indifferenz da. Er hatte den Sieg in der Tasche, und es schien ihm überflüssig, noch irgend ein Wort zu sagen. Er hat eine Abneigung gegen alles überflüssige Reden, und diese Abneigung ist sehr schön. Aber es wäre nicht überflüssig gewesen, wenn er die geistlichen Plünderer vor dem Lande gebrandmarkt hätte.

Er begnügte sich damit, seine Majorität zu haben. Es ist außerordentlich wahrscheinlich, daß er bis zu den Wahlen, bis zum Mai des nächsten Jahres, immer eine Majorität zu finden wissen wird. Er hat während dieser Chinadebatte die Treue seiner Anhänger auf eine harte Probe gestellt, er hat von seinen Parteien schwere Opfer verlangt, und er ist von den Seinigen schließlich doch nicht verlassen worden. Die Linke hat gezeigt, daß sie unter allen Umständen entschlossen ist, ihm zu folgen.

So hat er, obwohl sein Schweigen über die Plünderungsaffäre Manchen befremdet und verstimmt hat, doch auch durch diese lange Chinadebatte wieder allerlei gewonnen. Er steht heute ziemlich als der Einzige da, der, wie der „Temps" sagt, in dem „chassez-croisez" der Parteien sich selbst treu geblieben ist", der seine Meinung über die Anleihefrage nicht geändert hat, der „weder vor den Forderungen seiner Freunde, noch den Ränken seiner Feinde zurückgewichen" ist. Seine persönliche Autorität ist noch gewachsen, und wie sehr diese Autorität in der letzten Zeit zugenommen, hat das Banket der Pariser Großindustriellen bewiesen, das vorgestern stattfand und zu einer Art „Huldigung des Handels und der Industrie" für den Ministerpräsidenten wurde. Und dann hat er etwas Anderes erlangt, was auch nicht zu verachten ist: die Ueberzeugung, daß seine Majorität, wie jener „treue Diener" Grillparzers, bisweilen selbst das Liebste opfert, wenn der Herr und Gebieter es verlangt.

* * *

Paris, 2. Dezember. (W. T. B.) Die regierungsfeindlichen Blätter sprechen die Ueberzeugung aus, daß durch die gestern in Nancy abgehaltene Versammlung der „Vaterlandsliga", in welcher Lemaitre, Cavaignac und General Mercier heftige Reden gegen das Ministerium hielten, die Bevölkerung des Ostdepartements endgiltig für die nationalistische Sache gewonnen worden sei.

* Die **österreichische Regierung desavouirt** in entschiedener Weise die **deutschfeindlichen Demonstrationen der Polen in Galizien.** Anläßlich der polnischen Demonstrationen vor dem deutschen Konsulat in Lemberg schreibt uns unser Wiener ✝-Korrespondent unter dem 30. v. M.:

Die Fortdauer der polnischen Demonstrationen, namentlich aber der Angriff der Studenten auf das deutsche Konsulat in Warschau, haben in hiesigen politischen Kreisen einen sehr unfreundlichen Eindruck gemacht. Man hielt sich sehr darüber auf, daß dergleichen vorkommen könne, und scheint nicht gewillt, sich durch die polnischen Demonstranten irgendwie Verlegenheiten bereiten zu lassen. Es wird betont, daß uns weder die

Aus Russisch-Turkestan.

Unbefangene Beobachtungen aus Russisch-Turkestan veröffentlicht Friedrich Duckmeyer in der Beilage zur „A. Z." in München. Wir entnehmen dieser Serie die nachfolgende interessante Schilderung des Onkels des jetzigen Zaren, des Großfürsten Nikolaus Konstantinowitsch; Duckmeyer erzählt:

Der Großfürst Nikolaus Konstantinowitsch, ein Enkel des Kaisers Nikolaus I. und Oheim des jetzigen Zaren Nikolaus II., ist 1850 geboren, und wurde, wie Meyers Konversationslexikon angiebt, „wegen schlechter Streiche und nihilistischer Umtriebe 1881 aller Würden entkleidet und nach Taschkent verbannt". Das Letzte ist nicht ganz genau. Der Großfürst wurde zuerst in Orenburg untergebracht, und dort heirathete er, ohne vorher die Genehmigung seines Vetters, des Kaisers Alexander III. einzuholen, das Fräulein v. Dreyer, die Tochter des Orenburger Polizeimeisters. Nun ist aber Großfürst Nikolaus ein Uebermensch, nicht von der Art eines Faust, sondern ein Herrenmensch, der jenseits von Gut und Böse nur seinen Launen und Lüsten lebt und mit seinen Raubthierinstinkten in eine menschenleere Wüste gehört oder unter Menschen in einen Käfig. Nun erwies sich aber in Orenburg die Wüste nicht weit, der Käfig nicht eng genug, und so schickte man den Großfürsten nach Taschkent. Er zog dorthin mit seiner jungen Frau und seinem Gefolge durch die schreckliche Wüste Kizil-Kum, und in dem „rothen Sande" erwachte in ihm die Eifersucht gegen seinen Leibarzt. Kurz entschlossen, befahl der Großfürst seinen Kosaken, den Doktor bis an den Hals in dem brennenden Wüstensande einzugraben. Es geschah, die Glöckchen der Karawane verhallten, und wie ein Saksaul-Strauch ragte der Kopf des mißelegen Arztes in der glühenden Einsamkeit. In der Nacht rastete der Großfürst eine Weile; schnell wurden für ihn und seine Gemahlin wie für deren Zofen die Zelte aufgeschlagen. Unheimliche Stille, und dennoch ringsum wie ein Summen, fern aus der Wüste wie ein Läuten ohne Aufhör . . . da! — horch! . . . Alles scheint zu schlafen: Menschen, Pferde und Kameele; doch die Kosaken schlafen nicht, die Angst, für den Tod des Arztes zur Rechenschaft gezogen zu werden, läßt sie nicht ruhen. Sie satteln sachte ihre Pferde, reiten erst langsam und heimlich, dann rasen sie in wilder Jagd durch die Wüste zurück zu dem eingegrabenen Doktor, finden ihn noch lebend, befreien ihn und bringen ihn in ein Kirgisenlager. Der Großfürst zahlte später dem Arzte ein Schmerzensgeld von 6000 Rubeln, dafür versprach Dieser zu schweigen. Doch das Geheimniß drückte ihm das Herz ab wie dem Barbier Alexanders des Großen das eine, von dem die Kirgisen in der Hungersteppe erzählen. Der große Eskander hatte Hörner zu beiden Seiten des Hauptes, die er geschickt unter seinem Turban verbarg. Doch sein Barbier bemerkte sie, und der König befahl ihm bei Todesstrafe, darüber zu schweigen. Der geschwätzige Haarschneider hielt es aber nicht an sich, er lief weit in die Steppe hinein, fand dort einen einsamen Brunnen, und vertraute der Tiefe den Bericht von Isfander Gul-karnain, das heißt von Alexander dem Zweihörnigen. Aus dem Brunnen sprotzte Rohr hervor, ein Hirt schnitt sich daraus eine Flöte, und als er auf dieser blies, verkündete das Rohr: „Unser großer König hat am Kopfe zwei Hörner!" Es ist dieselbe Geschichte, wie die von König Midas hochgeboren, mit den langen Eselsohren. Ebenso schweigen von dem Taschkenter Großfürsten die Flöten nicht, und melden auch von bösen Ausbüchsen an seinem Kopfe. Relata refero.

In Taschkent erbaute sich der Großfürst Nikolaus inmitten der Stadt ein schönes villenartiges Schloß, das er gelb anstreichen ließ: mit der Farbe der Ausgestoßenen und der Irrenhäuser, die allein für ihn passe, wie er selbst es erklärte. In der ersten Zeit fuhr er durch die Straßen in einer Karosse, die aufs tollste ausgestattet war, bespannt mit zwei roth bemalten Pferden ohne Schwänze. Einmal ging ich am Namenstage des Großfürsten an seinem Schlosse vorbei. Im offenen Vorgarten hatte er einen Mann mit einem Leierkasten hingestellt, der vom Morgen bis zum Abend dasselbe Lied orgeln und dazu singen sollte. Ein Haufe von Sarten umstand den Musikus, der wehmüthig leierte und sang: „Als ich noch Prinz war von Arkadien durchsauste ich im Dreigespann die Petersburger Newskistraße wie ein besessener Dummrian." Zweierlei liebt der Großfürst am meisten: den Alkohol und die Weiber, und seine Verehrung für beides ist allumfassend: sei es Champagner oder Fusel, eine Französin oder Kirgisin, eine Prinzessin oder Kuhmagd. Einmal ging er als Sarte verkleidet des Nachts in der asiatischen Stadt auf Abenteuer aus, bekam furchtbare Prügel, wurde verhaftet und als englischer Spion vor den Gouverneur gebracht. Als ich an einem „Familientanzabend" im Offizierskasino mich unversehens neben den mir unbekannten Großfürsten setzte, hielt auch ich ihn zuerst für einen zugereisten, übergeschnappten englischen Lord. Er stützte den Arm auf einen Rohrstock mit Eisenbeinkniff, das Pincenez trug er an einem langen, zweisingerbreiten schwarzen Bande. Sein Schädel war ebenso kahl wie sein hageres Gesicht, nicht ein Härchen mochte man entdecken, weder ein blondes noch ein anderes. Der Großfürst fühlt sich in der Vereinsamung, doch liebt er die Geselligkeit. Er sieht auch gerne Gäste bei sich, denen er aber meist übel mitspielt. Er verbraucht die Menschen, indem er sie „mißbraucht. Ich fand trotz eifrigen Nachtragens keinen Menschen, der des Großfürsten Streiche entschuldigte oder als originell auslegte. „Was? Originell? — Nichtswürdig ist er!" urtheilte Jeder.

Ein reicher russischer Kaufmann war auch einmal bei dem kaiserlichen Prinzen zu Gast; dieser machte ihn betrunken und ließ ihn dann von den Dienern mit Theer bestreichen und auf die Straße in einen Graben werfen. Im Jahre 1900 wurde in Taschkent eine Hundesteuer eingeführt, die Hunde ohne Steuermarke sollten von der Polizei eingefangen und getödtet werden. Da erkundigte sich der Großfürst nach der Zahl der eingefangenen Steuerverweigerer, es waren vierzig; schnell bezahlte er 80 Rubel und ließ die Thiere dann frei laufen, damit sie die Leute bissen. Zu der zärtlichen Fürsorge für die Hunde hatte ihn eine Taschkenter Gymnasiastin, das ist eine „höhere" Töchterschülerin berebet, die er in aller Eile heirathen wollte, so lange seine legitime Ehefrau nach St. Petersburg verreist war. Der Pope einer benachbarten Dorfkirche war schon durch schweres Geld und Drohungen von dem Großfürsten zu der Trauung gewonnen worden, doch vereitelte der Generalgouverneur die Ausführung des Planes. Darauf sah man den Großfürsten mit einem sartischen „Batschi" neben sich auf dem Sitz in einer Droschke durch die Straßen fahren. Denn wenn der Großfürst auch sonst an allem arm ist, was dem Menschen theuer ist, so mangelt ihm